

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.

fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 239.

Dienstag, den 13. Oktober 1914.

21. Jahrg.

Vor Antwerpen.

(Von unserem Spezialberichterstatter.)

7. Oktober 1914.

Den deutschen Truppen folgt der Eisenbahner fast unmittelbar auf dem Fuße. Auch die Bahn von Brüssel nach Mecheln wird schon für militärische Transporte benutzt. Etwas später, als ursprünglich vorgesehen, aber doch noch überraschend schnell, wenn früher gemachte Erfahrungen zum Vergleich herangezogen werden, setzte sich der Transportzug in Bewegung, der uns zu den Belagerungstruppen vor Antwerpen bringen sollte. Daß fernes Dröhnen von Kanonen öfter das Rattern der Räder übertönte, als wir die Stadt Brüssel hinter uns hatten, wirkte auf uns wie etwas Gewohntes.

Daran, daß wir uns rasch einem Schlachtfeld näherten, mahnten Verwundete, die auf dem Bahnhof von Wilvorde der Weiterbeförderung harren, eine Anzahl Leichtverwundeter, aber auch Schwerverletzte, die auf Tragbahnen lagen. Dann begannen die Felder, auf denen vor wenig mehr als einer Woche gekämpft worden war. In Schützengraben lagen Tornister und Kochgeschirre; abgeschossene Kartuschen zeigten, wo Geschütze gefeuert hatten; die ersten zerschossenen oder ausgebrannten Häuser tauchten auf. Je näher wir an Mecheln heran kamen, um so wüster wurde das Bild. Außer den Wachtposten war kein Mensch zu sehen; alle Belgier sind hier geflüchtet; über die Felder irrten Kinder, hungrige Hunde kamen kläffend an den Bahndamm gelaufen. Ein größeres Dorf ist sehr arg vom Geschützfeuer und den Feuersbrüsten mitgenommen worden.

Nicht zu schildern ist der Eindruck, den Mecheln auf uns machte, nachdem wir den zerschossenen Bahnhof verlassen hatten. Die Stadt hatte 56 000 Einwohner. Bis auf ganz wenige Personen haben alle diese Menschen die Flucht ergriffen. Eine Straße nach der andern durchschritten wir, stießen aber nur auf wenige Wachtposten. Zweimal war die Stadt beschossen worden; zuerst von den deutschen Truppen, die die Belgier auf Antwerpen zurückwarfen, bald darauf haben belgische Kanonen große Verwüstungen angerichtet, weil unsere Soldaten wieder vertrieben werden sollten. Noch bis vor zwei Tagen sind belgische Schrapnell in die Stadt gefallen. Verschiedene Häuser sind nur noch Trümmerhaufen, andere haben stark gelitten. Die Geschütze und noch mehr der Luftdruck haben zahllose Fensterscheiben zertrümmert. Die Feuersbrünste, die durch belgische Granaten verursacht wurden, haben unsere Soldaten nur mit unendlicher Mühe eindämmen können, die Lösch-einrichtungen sind sehr mangelhaft und die Stadt ist ohne Wasserleitung. Wenn auch sehr großer Schaden angerichtet wurde, so ist es doch ganz unsinnig, von einer Zerstörung Mechelns zu reden, wie das jetzt wieder in Belgien geschieht. Auch die berühmte Kathedrale, in deren Mauern einige Kanonenschüsse große Löcher schlugen, kann ohne Schwierigkeit restauriert werden.

In den ersten Nachmittagsstunden erreichten wir unseren Beobachtungspunkt. Das bis dahin regnerische Wetter besserte sich, ab und zu schien bereits die Sonne. Weithin konnte der Blick nach allen Seiten über das flache Land schweifen. Nicht besetzt ist auch das Gebiet zwischen Mecheln, vor dessen Toren beinahe die ersten Außenposts von Antwerpen liegen, bis nach der großen Stadt an der Schelde hin. Aus einer ganzen Anzahl von Ortschaften ragen hohe Kirchtürme und zahlreiche Fabriksschöte empor. Ganz im Hintergrunde erscheint die riesenhafte Silhouette des mächtigen Turmes der Kathedrale von Antwerpen. Beim Anblick dieses Panoramas konnte man einen Augenblick lang fast vergessen, daß sich vor unseren Augen ein großes Schlachtfeld ausdehnte, auf dem mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik gekämpft wurde. Freilich, das Dröhnen der zahlreichen Kanonen erinnerte sofort an die Gegenwart. Bald heller, bald dumpfer, je nach Größe und Entfernung der Geschütze, folgte Krach auf Krach. Kein treffenderer Ausdruck ist denkbar als der vom Donner der Geschütze. Wie viele feuerten und wo sie standen, war von uns schwer zu schätzen, denn ihre Stellung wird möglichst sorgsam verborgen. Ebenso konnten wir anfänglich von unserem hohen Standpunkt aus nicht immer unterscheiden, ob das Getöse vom Abfeuern einer deutschen Kanone oder von dem Plagen eines belgischen Geschosses herrührte. Erst allmählich konnten wir diese Unterscheidung vornehmen. Krachten die deutschen Batterien los, dann hörten wir deutlich, wie die Geschosse durch die Luft nahmen, sahen weit entfernt

den kurzen Feuerschein beim Aufschlagen, dem gleich darauf der helle Rauch folgte, und manchmal, wenn das Geschöß gezündet hatte, kurz darauf dicken, schwarzen Qualm. Aus dem Aufblitzen und dem Rauch war erkennbar, wo belgische Granaten aufschlugen, und noch besser war zu sehen, wenn die Schrapnells in der Luft platzten, deren Streukugeln unsere Truppen aus ihren Schützengraben vertreiben sollten — ein erfolgloser Versuch.

Ohne Unterlaß erschütterte Schuß auf Schuß die Luft. Von der Wirksamkeit der deutschen Geschosse zeugte, uns durch das scharfe Glas deutlich sichtbar, eines der eroberten Forts, sowie der immer dichter werdende Qualm des Brandes der belgischen Dörfer. Mit heller Flamme brannten Stallungen und Scheunen einer alleinstehenden großen Besitzung. Weiter rechts brannten viele Häuser eines ausgebreiteten Dorfes, das neben einem Fort liegt, und dicker Rauch zog langsam über die Landschaft hin. Nach größerer Mühe, nach dem Qualm zu schließen, eine Feuersbrunst in einem weiter nach Antwerpen zu gelegenen Orte sein, der durch Bäume verdeckt war. Rasch nahm das Feuer an einer vierten Stelle zu, nach der in kurzer Zeit eine große Anzahl deutscher Granaten geschleudert worden waren, von denen wir jede einzelne einschlagen sahen. Die beiden ersten nahe gelegenen Brände waren durch belgische Schüsse verursacht.

Augenblicke höchster Spannung waren es, als auf einer weit entfernten Waldlichtung auf wenige Minuten ein feindlicher Panzerzug sichtbar wurde. Von einem Fesselballon aus, der als Beobachtungsstelle diente, war der Panzerzug wohl früher als von uns bemerkt worden, denn sofort wurde er das Ziel einander rasch folgender Granaten, die einen neuen großen Brand verursachten, dessen Schein noch zur Nacht leuchtete. Als die Sonne sank, traten nach Antwerpen zu alle Türme, Schöte, Häuser und Bäume wie mit leuchtender Klarheit aus dem meilenweiten Gelände hervor und bildeten scharfgezeichnete Markpunkte für die Batterien, die Stunde um Stunde brüllten und donnerten und ihre Geschosse in die feindlichen Stellungen warfen. In höchster Spannung harren wir auf unserem hohen Platze aus, bis der immer kälter werdende Wind die Hände an den Ferngläsern fast erstarren machte.

Dann wurde uns der Weg zu den Batterien frei gegeben. Ein Posten nach dem andern ließ uns passieren: „Jetzt wird die Sache aber brenzlig“, mahnte ein um uns besorgter härtiger Landwehrmann. In Deckung stehende Mannschaft wies uns die Stelle, wo nach am Vormittag durch belgische Schrapnells zwei Mann getötet, mehrere verwundet worden waren, und wo noch vor zwei Stunden wieder ein Geschöß eingeschlagen hatte. Im Galopp brachten die von sechs mächtigen Pferden gezogenen Geschößwagen die Granaten an uns vorbei zu den Batterien oder kehrten von dort in schnellster Fahrt zurück. Schließlich standen wir nur wenige Meter von einer Batterie großer Kanonen entfernt, bei der Mannschaft und Offiziere so ruhig ihren Dienst taten wie auf dem Schießplatz. Nicht weit davon feuerte eine Haubitzenbatterie. Mit betäubendem Krachen sandten die Rohre die großen Geschosse in die Dämmerung hinaus; zuerst brüllend, dann mit polterndem Rollen und schließlich pfeifend und saugend nahmen die Granaten ihren Weg nach einem uns unsichtbaren Ziel. An die Gefahr mahnten nur die in Deckung stehenden Krankenträger. Die belgischen Granaten schlugen ein ganzes Stück entfernt ein.

Es war schon dunkel, als wir nach Mecheln zurückkehrten. An uns vorbei rückten Fußtruppen ins Gelände vor. Den Kanonenschüssen gefolgt sah das Knattern der Gewehre zu; sturmreif geschossene feindliche Stellungen sollten genommen werden. In Reserve gehaltene Abteilungen standen abseits vom Wege. Dann kamen wir an lagernden Truppen und Bagagekolonnen vorbei. Zelte waren aufgeschlagen, zahlreiche große Feuer loderten, Pferde wieherten, und in all dem Lärm eines Lagerlebens, wie es romantischer auch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht ausgesehen haben kann, mischten sich die Töne einer Ziehharmonika.

Kriegsbilder von einer Mannigfaltigkeit, wie sie die lebhafteste Phantasie daheim nicht auszubedenken vermag, zogen heute morgen an uns vorüber, als wir im Automobil durch das Gelände fuhren. Mit Blumen geschmückte Gräber deutscher Soldaten liegen dicht am Wege und inmitten der Felder. Bei dem eroberten Fort

Waelhem konnten wir erneut die gewaltige Wirkung der deutschen Granaten bestaunen, die auch an diesem Vormittag unausgesetzt die Luft mit ihrem Getöse erfüllten. Auch daran gewöhnt man sich. Als wir zur Besichtigung einer Stellung ein Stück Weges zu Fuß gingen, achteten wir bald nicht mehr darauf, als aus einer Batterie ein Geschöß nach dem andern über unseren Köpfen hinweg nach Antwerpen zu sauste.

Der Bruch der belgischen Neutralität durch England und Belgien.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ tritt in ihrer Abendausgabe vom 11. Oktober den Beweis dafür an, daß eine Verletzung der belgischen Neutralität durch England, unter der Billigung Belgiens, von langer Hand vorbereitet war. Der Artikel stellt fest:

„Das Pathos sittlicher Entrüstung, mit dem der deutsche Einmarsch in Belgien von englischer Seite zur Stimmungsmaße gegen Deutschland bei den Neutralen verwendet worden ist, findet eine neue und eigenartige Beleuchtung durch gewisse Dokumente, die die deutsche Heeresverwaltung in den Archiven des belgischen Generalstabs in Brüssel aufgefunden hat.“

Aus dem Inhalt einer Mappe, welche die Aufschrift trägt „Intervention anglaise en Belgique“ geht hervor, daß schon im Jahre 1906 die Entsendung eines englischen Expeditionskorps nach Belgien für den Fall eines deutsch-französischen Krieges in Aussicht genommen war. Nach einem vorgefundenen Schreiben an den belgischen Kriegsminister vom 10. April 1906 hat der Chef des belgischen Generalstabes mit dem damaligen englischen Militärattaché in Brüssel, Oberstleutnant Barnardiston auf dessen Anregung in wiederholten Beratungen einen eingehenden Plan zu gemeinsamen Operationen eines englischen Expeditionskorps von 100 000 Mann mit der belgischen Armee gegen Deutschland ausgearbeitet. Der Plan fand die Billigung des Chefs des englischen Generalstabs, Generalmajor Grieron. Dem belgischen Generalstab wurden alle Angaben über Stärke und Gliederung der englischen Truppenteile, über die Zusammenfassung des Expeditionskorps, die Ausschiffungspunkte, eine genaue Zeitberechnung für den Abtransport u. dergl. geliefert. Auf Grund dieser Nachrichten hat der belgische Generalstab den Transport der englischen Truppen in das belgische Aufmarschgebiet, ihre Unterbringung und Ernährung dort eingehend vorbereitet. Bis in alle Einzelheiten ist das Zusammenwirken sorgfältig ausgearbeitet worden. So sollten der englischen Armee eine große Anzahl Dolmetscher und belgische Gendarmen zur Verfügung gestellt und die nötigen Karten geliefert werden. Selbst an die Versorgung englischer Verwundeter war bereits gedacht worden.

Dünkirchen, Calais und Boulogne waren als Ausschiffungspunkte für die englischen Truppen vorgesehen. Von hier aus sollten sie mit belgischem Eisenbahnmateriale in das Aufmarschgebiet gebracht werden. Die beabsichtigte Ausladung in französisches Gebiet beweist, daß den englisch-belgischen Vereinbarungen solche mit dem französischen Generalstab vorausgegangen waren. Die drei Mächte haben die Pläne für ein Zusammenarbeiten der „verbündeten Armeen“, wie es im Schriftstück heißt, genau festgelegt. Dafür spricht auch, daß in den Geheimakten eine Karte des französischen Aufmarsches vorgefunden worden ist.

Das erwähnten Schreiben enthält einige Bemerkungen von besonderem Interesse. Es heißt dort an einer Stelle, Oberstleutnant Barnardiston habe bemerkt, daß man zurzeit auf die Unterstützung Hollands nicht rechnen könne. Er habe ferner vertraulich mitgeteilt, daß die englische Regierung die Absicht habe, die Basis für die englischen Verpflegungs- und Schußwaffen nach Antwerpen zu verlegen, sobald die Nordsee von allen deutschen Kriegsschiffen gesäubert sei. Des weiteren regte der englische Militärattaché die Einrichtung eines belgischen Spionagedienstes in der Rheinprovinz an.

Das vorgefundene militärische Material erzählt eine wertvolle Ergänzung durch einen ebenfalls bei den Geheimpapieren befindlichen Bericht des langjährigen

Die belgischen Minister in Berlin: Baron Greindl, an dem belgischen Minister des Aeußern, in dem mit großem Scharfsinn die dem englischen Angebot zugrunde liegenden Hintergedanken enthüllt werden und in dem der Gesandte auf das Bedenkliche der Situation hinweist, in die sich Belgien durch eine einseitige Parteinehmer zugunsten der Ententemächte begeben habe. In dem sehr ausführlichen Bericht, der vom 23. Dezember 1911 datiert ist und dessen vollständige Veröffentlichung vorbehalten bleibt, führt Baron Greindl aus, der ihm mitgeteilte Plan des belgischen Generalstabes für die Verteidigung der belgischen Neutralität in einem deutsch-französischen Kriege beschäftigte sich nur mit der Frage, was für militärische Maßnahmen für den Fall zu ergreifen seien, daß Deutschland die belgische Neutralität verletze. Die Hypothese eines französischen Angriffs auf Deutschland durch Belgien habe aber gerade so viel Wahrscheinlichkeit für sich. Der Gesandte führt dann wörtlich folgenden aus: „Von der französischen Seite her droht die Gefahr nicht nur im Süden von Luxemburg. Sie bedroht uns auf unserer ganzen gemeinsamen Grenze. Für diese Behauptung sind wir nicht nur auf Mutmaßung angewiesen. Wir haben dafür positive Anhaltspunkte. Der Gedanke einer Umbewaffnungsbewegung von Norden her gehört zweifellos zu den Kombinationen der Entente Cordiale. Wenn das nicht der Fall wäre, so hätte der Plan, Belgien zu besetzen, nicht ein solches Geschrei in Paris und London hervorgerufen. Man hat dort den Grund garnicht verheimlicht, aus dem man wünschte, daß die Schelde ohne Verteidigung bliebe. Man verfolgte dabei den Zweck, unbehindert eine englische Garnison nach Antwerpen überführen zu können, also den Zweck, sich bei uns eine Operationsbasis für eine Offensive in der Richtung auf den Niederrhein und Westfalen zu schaffen und uns dann mit fortzuschicken, was nicht schwer gewesen wäre. Denn nach Preisgabe unseres nationalen Zufluchtsortes hätten wir durch unsere eigene Schuld uns jeder Möglichkeit begeben, den Forderungen unserer zweifelhaften Beschützer Widerstand zu leisten, nachdem wir so unklug gewesen wären, sie dort zuzulassen. Die ebenso perfiden wie naiven Eröffnungen des Obersten Barnardiston zur Zeit des Abchlusses der Entente Cordiale haben uns deutlich gezeigt, um was es sich handelte. Als es sich herausstellte, daß wir uns durch die angeblich drohende Gefahr einer Schließung der Schelde nicht einschüchtern ließen, wurde der Plan zwar nicht aufgegeben, aber dahin abgeändert, daß die englische Hilfsarmee nicht an der belgischen Küste, sondern in den nächstliegenden französischen Häfen gelandet werden sollte. Hierfür zeugen auch die Entwürfe des Kapitäns Faber, die ebenso wenig dementiert worden sind, wie die Nachrichten der Zeitungen, durch die sie bestätigt oder in einzelnen Punkten ergänzt worden sind. Diese in Calais und Dünkirchen gelandete englische Armee würde nicht an unserer Grenze entlang nach Longwy marschieren, um Deutschland zu erreichen. Sie würde sofort bei uns von Nordwesten her eindringen. Das würde ihr den Vorteil verschaffen, sofort in Aktion treten zu können, die belgische Armee in einer Gegend zu treffen, in der wir uns auf keine Festung stützen können, falls wir eine Schlacht riskieren wollen. Es würde ihr ermöglichen, an Ressourcen aller Art reiche Provinzen zu besetzen, auf alle Fälle aber unsere Mobilmachung zu behindern oder sie nur zuzulassen, nachdem wir uns jormell verpflichtet hätten, die Mobilmachung nur zum Vorteil Englands und seines Bundesgenossen durchzuführen. Es ist dringend geboten, im Voraus einen Schlachtplan für die belgische Armee auch für diese Eventualität aufzustellen. Das gebiete sowohl das Interesse an unserer militärischen Verteidigung, als auch die Führung unserer auswärtigen Politik im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich.“

Diese Ausführungen von vorurteilsfreier Seite stellen in überzeugender Weise die Tatsache fest, daß das selbe England, das sich jetzt als Schirmherr der belgischen Neutralität gebärdet, Belgien zu einer einseitigen Parteinehmer zugunsten der Ententemächte bestimmt und daß es zu einem Zeitpunkt sogar an eine Verletzung der holländischen Neutralität gedacht hat. Des weiteren erhellt daraus, daß die belgische Regierung, indem sie den englischen Einflüsterungen Gehör schenkte, sich eine schwere Verletzung der ihr als neutraler Macht obliegenden Pflichten hat zuwenden lassen. Die Erfüllung dieser Pflichten hätte es erheischt, daß die belgische Regierung in ihren Verteidigungsplänen auch die Verletzung der belgischen Neutralität durch Frankreich vorgeesehen und daß sie für diesen Fall analoge Vereinbarungen mit Deutschland getroffen hätte, wie mit Frankreich und England. Die aufgefundenen Schriftstücke bilden einen dokumentarischen Beweis für die den maßgebenden deutschen Stellen lange vor Kriegsausbruch bekannte Tatsache der belgischen Konvulsion mit den Ententemächten. Sie dienen als eine Rechtfertigung für unser militärisches Vorgehen und als eine Befätigung der der deutschen Heeresleitung zugegangenen Informationen über die französischen Absichten. Sie mögen dem belgischen Volke die Augen darüber öffnen, wem es die Katastrophe zu verdanken hat, die jetzt über das unglückliche Land hereingebrochen ist.“

Von den Kriegsschauplätzen. Gegen Frankreich und Belgien.

Im oberen Elbth haben bei Altkirch in den letzten Tagen heftige Gefechte stattgefunden, die mit starken Verlusten für die Franzosen endigten. Bis weit über die französische Grenze wurden sie zurückgeworfen. Nach Meldungen aus Tübingen über die deutsche Landwehrtruppen sah den Befehl von Altkirch nach Altpfort. Aber die Kampfesfronten an äußersten rechten deutschen Flügel liegt auch heute Antwerpens nicht vor. Man sieht jedoch an französischer Seite mit einem deutschen Durchbruch und dem Falle von Reims zu rechnen.

wie aus folgenden Auslassungen des „Temps“ hervorgeht: Der deutsche Vorstoß bei Roye und die deutsche Kavallerie nördlich Lille beunruhigen viele Franzosen. Dazu bemerken wir, daß der Sieg nicht vom Durchbruch an einem Punkte abhängt, sondern besonders von der moralischen und materiellen Inferiorität eines der beiden Gegner. Des weiteren bespricht der „Temps“ die Möglichkeit des Falles von Reims. Das Bombardement und die Besetzung könnten keinen entscheidenden Einfluß auf den Enderfolg haben. Ohne die Möglichkeit eines langen Widerstandes sollte man keinen festen Platz halten. Der Widerstand sei nicht zu bemessen nach den Forts usw., sondern nach der Stärke der Besatzungsarmee. Starke Truppen aber seien bloß in einer langen Front gegen die deutschen Feldbesetzungen. Also würde der Fall von Reims ohne Bedeutung sein. — Sicherlich ist der eventl. Fall von Reims nicht von entscheidender Bedeutung; immerhin aber würde er die deutschen Truppen ein gut Stück weiter zum endgültigen Siege bringen.

Am Sonntag sind zwei Tauben über Paris geflogen, sie warfen zwanzig Bomben über verschiedenen Stadtteilen. 13 Personen wurden getötet und 23 verletzt, namentlich im Säubourg-St. Antoine und in der Rue Lafayette. Der Materialschaden ist unbedeutend. Eine Bombe fiel auf das Dach der Notre-Dame-Kirche, ohne zu plagen. Eine zweite Bombe fiel auf einen benachbarten Platz. Mehrere französische Flugzeuge fliegen zur Verfolgung der Taube auf.

Der Fall Antwerpens hat in Paris eine große Bestürzung hervorgerufen. Eine Reihe Blätter hat mit einem langen Widerstand Antwerpens gerechnet. „Humanité“, das sozialdemokratische Blatt, wirft in einem Artikel die Frage auf, warum der Bestand Englands ausblieb. In militärischen Kreisen Paris ist man der Auffassung, daß die belgischen Armeerechte, weil vom Zentrum der Verproviantierung abgeschnitten, verloren sind.

Von den verschiedensten Seiten wird bestätigt, daß die Beschädigung Antwerpens durch das Bombardement eine unbedeutende ist. Der Berichterstatter des „Maasboten“ erklärt: Wenn in ganz Antwerpen etwa 10 Häuser vernichtet seien, so sei das schon eine sehr hoch gegriffene Zahl. Die Wasserleitung und die Gasfabrik funktionieren nicht mehr, jedoch sind die Deutschen eifrig dabei, alles wieder herzustellen. Es macht den besten Eindruck in Antwerpen, daß das deutsche Militär sofort daran ging, der Antwerpener Feuerwehr beim Löschen zu helfen.

Wie halbamtlich aus dem Haag gemeldet wird, beträgt die Zahl der auf holländisches Gebiet übergetretenen belgischen und englischen Soldaten etwa 22000 Mann. Ein Teil dieser Truppen mußte durch scharfes deutsches Maschinengewehrfeuer erst zum Uebertritt auf holländisches Gebiet gezwungen werden. Nach der Ankunft in Holland beging ein belgischer Major Selbstmord. — Belgische Offiziere schätzen die Zahl der in Antwerpen gefangenen belgischen Truppen auf 20000 Mann. Den Deutschen soll viel Kriegsmaterial, darunter ein Zug mit 60000 Gewehren, in die Hände gefallen sein.

Antwerpens Kommandant, Generalleutnant de Guise ist, wie dem „Berl. Lokalanzeiger“ aus Aachen gemeldet wird, als Kriegsgefangener dort eingetroffen und nach Köln gebracht worden. Das bevorstehende Manifest des Königs Albert und seines Staatsministeriums fordert das belgische Volk auf, die Rückkehr der früheren Verhältnisse mit Zuversicht von den Verbündeten zu erwarten. Der König verließ Antwerpen inmitten des Personals des britischen Konsulats.

Nachdem Antwerpen gefallen ist, hätte man annehmen sollen, daß nunmehr auch der übrige Teil Belgiens den Deutschen ziemlich kampflös überlassen würde. Das ist jedoch anscheinend nicht der Fall. In Ostende sollen wieder neue Abteilungen von englischen Marinekräften gelandet sein, die in Gemeinschaft mit französischen Marinekräften und den entkommenen Belgiern den Deutschen eine Schlacht bei Gent liefern sollen. Jedenfalls will man verhindern, daß die Deutschen auf dem äußersten rechten Flügel in Frankreich aus Belgien Zuwachs erhalten.

Nach einer neueren, allerdings unbestätigten Privatmeldung des „Nieuwe Rotterdamse Courant“ ist es bereits bei Melle zu einem Kampf mit den Engländern gekommen. Die Engländer sollen sich nach dieser Meldung auf Zeebrügge an der Nordsee zurückgezogen und die Deutschen Gent besetzt haben.

Gegen Rußland.

In Ostpreußen wird nach Meldungen des russischen Generalstabes mit großer Hartnäckigkeit gekämpft. Die beiden zurückgebliebenen russischen Armeen hatten es offenbar auf die Front Schwirwindt-Lud abgesehen.

Man ist mit Klugheit und selbst das russische Telegraphenbureau muß zugeben, daß die Deutschen durch Sprengungen von Brücken den russischen Vormarsch bei Lud zum Stillstand gebracht haben.

„Kronbladet“ erhält aus Wien die Drahtnachricht, daß die Russen sämtliche Befestigungen bei Lemberg in die Luft gesprengt und nicht nur die Hauptstadt Galiziens vollständig ausgeplündert haben, sondern auch sämtliche von ihnen besetzte Distrikte. Dies sei ein deutliches Zeichen dafür, daß die Russen die Hoffnung aufgegeben haben, von dem Rückzug nach Polen, der jetzt über die ganze Linie unternommen wird, wieder zurückkehren zu können. Der Rückzug wird durch das Bombardement von Przemyśl in den letzten Stunden gedeckt. Man berechnet, daß schon 300000 Mann über die Grenze gegangen sind in nördlicher Richtung bei Lublitz, Annopol und Zamosze sowie weiter nach Cholm und Lublin.

Ueber die fortschreitende Räumung Galiziens melden die Wiener Kriegsberichterstatter:

Die Rückwärtsbewegung der Russen sowohl in Galizien, als auch nördlich der Weichsel dauert unvermindert an. Die österreichisch-ungarischen und die deutschen Truppen sind den zurückweichenden Russen unausgesetzt auf den Fersen. Die Verfolgung des Feindes wird energisch durchgeführt. In vielen Städten, wo noch vor einigen Tagen sich russische Besatzungen und von russischen Generalen eingesetzte Verwaltungen breit machten, amtieren wieder österreichische Landesbehörden, deren erste Aufgabe es ist, Schäden der russischen Epoche wieder gut zu machen. Die von den Russen zerstörten Telegraphen, Brücken und Bahnlinien sind repariert. Der Bahnverkehr funktioniert wieder. Durch die Rückkehr der Beamten ermutigt, suchten viele Flüchtlinge die verlassenen Wohnstätten wieder auf. Im großen und ganzen hausten die Russen nicht sonderlich arg. Die Behörden berichten, daß selbst die Kosaken, abgesehen von Schäden und Unsauberkeit, sich menschlich aufführten.

Das „Neue Wiener Tageblatt“ schreibt über die Entsetzung Przemyßls: Die Russen gelangten nicht weiter als bis zu den Drahtverhauen und zu den Gräben der äußeren Feste. Die ganze Festung schien ein einziger feuerpeinender Vulkan, der nach allen Seiten Tod und Verderben hinausdonnerte. Durch die Explosion von Flatterminen im Vorfeld wurden ganze Abteilungen der von den Offizieren vorgetriebenen Gegner auf einmal zerstückt. In den Stürmen vom 6. bis zum 9. Oktober verloren die Russen bei Przemyßl an Toten und Verwundeten nicht weniger als 40000 Mann, also ein ganzes Armeekorps. Przemyßl bewies den strategischen und taktischen Wert für die Operationen unseres Heeres glänzend. Deshalb trachteten auch die Russen beim Anmarsch der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Kolonnen noch im letzten Augenblick, sich der Festung zu bemächtigen. Denn ein weiteres Vorrücken gegen Westen, mit der so offensiven Besatzung dieses schlagkräftigen Stützpunktes im Rücken, hätte gewiß eine für das russische Heer äußerst ungünstige Situation bedeutet. Unmittelbar nach dem letzten Angriff machten sich aber schon die Wirkungen unseres Vorrückens über Rzeszow bemerkbar. Während der Feind Przemyßl immer wieder vergebens besaß, entsandte er zur Deckung der Sturmangriffe eine starke Abwehrgruppe von sechs Infanteriedivisionen, eine Kosakendivision und mehr als 100000 Mann längs der Chaussee über Jaroslau, 50 Kilometer westwärts. In zweitägiger Schlacht warf unsere von Rzeszow-Bario gegen Lancut-Dznow vorstößende Armee die feindliche Heeresmacht und verfolgte sie bis zum San.

Gegen Serbien und Montenegro.

Der Peter von Serbien scheint seine Fassung wieder gefunden zu haben; er hat wieder in eigener Person die Regierung und die Führung des Heeres übernommen. Seine Hauptregierungstätigkeit bestand in der Anordnung, die fälligen Beamtengehälter für den laufenden Monat nur zur Hälfte auszuzahlen. Viele Freunde hat er sich durch diese Maßnahme nicht erworben.

Die österreichisch-ungarische Regierung ließ den Regierungen in Deutschland und den neutralen Staaten folgende Verbalnote zugehen. Die Sanitäts-Abteilungen der 14. österreichisch-ungarischen Gebirgsbrigade wurden, so oft sie in Tätigkeit traten, von den Montenegrinern beschossen. Obgleich die Ambulanzen eine Fahne mit dem kaiserlichen Kreuz auf hoher Stange angebracht hatten, beschossen die Montenegriner Verbandsplätze und zwar am 13. August diejenigen um Lissac, am 18. August den in Cervoapole in Montenegro mit Schrapnells, am 2. September den Verbandsplatz in Graheao in Montenegro mit Infanteriegeschossen. In Cervoapole wurde die Errichtung eines Verbandsplatzes gänzlich verhindert, da montenegrinische Artillerie sofort, nachdem das rote Kreuz aufgepflanzt war, ihr Feuer darauf richtete. Die österreichisch-ungarische Regierung erhebt in aller Form Protest gegen diese Verletzung der Genfer Konvention.

Der Seekrieg.

Wie die „Köln. Volksztg.“ aus russischer Quelle meldet, haben der englische Kreuzer „Triumph“ und die japanischen Kreuzer „Nissin“ und „Kassuga“ in aller Eile Hongkong in der Richtung nach dem Malakischen Archipel verlassen, wo der deutsche Kreuzer „Emden“ japanische Reisschiffe zerstört hat. Sie wollen also die „Emden“ erjagen; hoffentlich geht ihnen diese Jagdbeute glücklich durch die Wicken.

Zuerst Kriegsnachrichten.

Die preußische Verlustliste Nr. 48

enthält folgende Truppenteile:

Generalkommandos: V. Armeekorps, Stab.
Infanterie: 14. Reserve-Infanterie-Brigade, Stab.
— 25. Infanterie-Brigade, Stab. — 50. Reserve-Infanterie-Brigade, Stab. — 80. Infanterie-Brigade, Stab. — Garde-Grenadier-Regiment Alexander. — Garde-Jäger und Garde-Schützen-Bataillon. — Grenadier-Regiment Nr. 1, 5. — Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 5, 6. — Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 6. — Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 7. — Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8. — Grenadier-Regiment Nr. 11. — Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 11. — Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 18. — Infanterie-Regiment Nr. 20. — Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 25. — Infanterie-Regiment Nr. 26. — Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 26. — Infanterie-Regiment Nr. 30. — Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 35. — Jäger-Regiment Nr. 36. — Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 39. — Infanterie-Regiment Nr. 44, 48, 49. — Infanterie-Regiment Nr. 56. — Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 58. — Infanterie-Regiment Nr. 59, 61. — Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 64, 68, 69, 71, 72. — Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 80, 81. — Infanterie-Regiment Nr. 84. — Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 84. — Brigade-Ersatz-Bataillon Nr. 86. — Infanterie-Regiment Nr. 117, 144, 155, 164, 166, 169, 172. — Landsturm-Bataillone I Köln, Offenburg, II Deutz, II Osterode, Burg. — Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 3.

Kavallerie: 6. Kavallerie-Division, Stab. — Garde-Kürassier-Regiment. — 1. Garde-Ulanen-Regiment. — Kürassier-Regiment Nr. 6. — Reserve-Dragoon-Regiment Nr. 7. — Dragoner-Regiment Nr. 13, 18. — Reserve-Husaren-Regiment Nr. 7. — Ulanen-Regiment Nr. 7 (siehe 6. Kavallerie-Division, Stab). — Ulanen-Regiment Nr. 9. — Regiment Königs-Jäger zu Pferde Nr. 1. — 1. Landwehr-Estabdon des XIV. Armeekorps.

Feldartillerie: Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 16. — Feldartillerie-Regiment Nr. 25. — Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 29. — Feldartillerie-Regiment Nr. 47, 61, 69, 71, 72, 79, 84.

Fußartillerie: Fußartillerie-Regiment Nr. 15.

Pioniere: Pionier-Bataillon Nr. 15, 17.

Berkehrstruppen: Fernsprech-Abteilungen des IV. und VIII. Armeekorps. — Fernsprech-Abteilung des VIII. Reservekorps. — Fernsprech-Abteilung des X. Armeekorps. — Festungs-Fernsprech-Abteilung der 35. Reserve-Division.

Munitionskolonnen: I. Munitionskolonnen-Abteilung des Gardekorps. — 4. Infanterie-Munitionskolonne des II. Armeekorps. — 9. (F) Artillerie-Munitionskolonne des IV. Armeekorps. — II. Munitionskolonnen-Abteilung des X. Armeekorps.

Sanitäts-Kompagnien: Reserve-Sanitäts-Kompagnie Nr. 11 des IV. Reservekorps. — Reserve-Sanitäts-Kompagnie Nr. 7 des VII. Armeekorps.

Train: Reserve-Feldlazarett Nr. 50 des IV. Reservekorps. — Ferner die 24. Verlustliste der bayerischen Armee und die 27. Verlustliste der sächsischen Armee.

Die Stimmung in Russland.

Ueber die Stimmung in Russland erzählt ein aus Schweden zurückgekehrter Deutscher, der als Kriegsgefangener in Russland festgehalten wurde. Danach scheinen die Russen auch mit einem Angriff von Finnland oder mit einem Ausbruch der dortigen Bevölkerung zu rechnen. Das Land sei von Truppen völlig überfüllt. Zwischen St. Petersburg und der finnischen Grenze seien umfangreiche Verteidigungsanlagen, ausgemauerte Schützengräben und dergleichen angelegt worden, wofür alte, ausgebeutete Parks zerstört werden mußten. Weiter berichtet er: Große Hoffnung setzen die Russen auf einen Winterfeldzug, weil sie überzeugt sind, die raue nordische Temperatur werde, wie 1812, Russland besser verteidigen, als die Truppen. Inzwischen wird das Volk in einen wahren Siegestaumel versetzt. Alle russischen Erfolge werden geradezu lächerlich aufgeblasen, die Niederlagen dagegen entweder ganz verschwiegen oder es werden bloß harmlose Andeutungen gemacht, die das Volk nicht versteht. Es ist daher sehr überzeugt, daß die Russen jetzt vor Berlin stehen; es glaubt auch, daß Oesterreich-Ungarn vor einer Katastrophe stehe und Deutschland um Frieden gebeten habe. Schilderungen von angeblich deutschen Greuelthaten, bei denen die Schändungen orthodoxer Kirchen in den polnischen Grenzstädten eine große Rolle spielen müssen, verheizen das Volk, das trotz alledem dem Kriege einstweilen gleichgültig gegenübersteht. Unter den falschen Siegesmeldungen leiden vielleicht am meisten die im Innern Russlands festgehaltenen Reichsdeutschen, die nicht die geringste Möglichkeit haben, sich über den wahren Stand der Dinge zu unterrichten. Ihre Lage ist nicht beneidenswert, bisher aber keineswegs beunruhigend. Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges machen sich bisher wenig bemerkbar, da Russland Getreide, Eier, Butter, Fleisch und selbst Getreide seit dem Ausbruch des Krieges nicht mehr ausführen kann. Im eigentlichen Russland hat die von der Regierung geschürte Deutschenhete jede andere Bewegung zurückgedrängt. Ein fürchtbarer Rückschlag ist aber unvermeidlich, wenn sich später die unausbleiblichen wirtschaftlichen Schädigungen fühlbar machen und die Wahrheit über den wirklichen Kriegsverlauf bekannt wird.

Die Türkei und England.

In Syrien, Palästina und Nordarabien entfalten die Türken eine lebhafteste Tätigkeit. Truppen werden dort zusammengezogen, wichtige Punkte und Straßen besetzt usw. Als England hierauf bei der Pforte nach dem Grund dieser Maßnahmen anfragte, erhielt es die Antwort: Die Pforte würde die Anfrage demnächst beantworten. Daraufhin hat der englische Botschafter in Konstantinopel die Damen der Botschaft aufgefordert, zum Montag die türkische Hauptstadt zu verlassen.

Eine dritte australische Brigade für England.

Die englische Regierung nahm das Anerbieten der australischen Regierung zur Bildung einer weiteren Brigade leichter an. Dies ist die dritte australische Brigade.

Japan bernichtigt.

Aus Washington wird der „Frkf. Ztg.“ gemeldet: Präsident Wilson erklärte, von Japan Versicherungen über dessen Absichten im Stillen Ozean erhalten zu haben, die beruhigend seien.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Dienstag, 13. Oktober.

Vom stellv. Generalkommando in Altona gehen uns nachfolgende Mitteilungen mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

gehen beim stellv. Generalkommando nach wie vor zahllose Gesuche um Anstellung in privaten Diensten, in der Industrie, in der Verwaltung in Belgien, als Dolmetscher, Schreiber usw. sowie eine Unzahl Klagen und Beschwerden ein, welche nur allein durch die Polizeibehörden oder die Gerichte zu entscheiden sind.

Alle solche Gesuche und Beschwerden bleiben künftig unbeantwortet.

Das stellv. Generalkommando kann ebenfalls keine Anfragen über Bewunderte beantworten. Soweit sich solche Anfragen auf Angehörige des preussischen Heeres und seiner Kontingente beziehen, sind sie an die Zentralnachweisstelle des Kriegsministeriums in Berlin N. W. 7, Dorotheenstr. 7, zu richten, und zwar auf den in allen Postanstalten erhältlichen Rosa-Karten.

Anfragen über Feldadressen von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, die durch Ersatztruppenteile mittlerweile den Stammtrouppen nachgeschoben sind, können nicht beantwortet werden, da beim stellv. Generalkommando nicht bekannt ist, welcher Kompagnie, Batterie etc. sie im Felde zugeteilt worden sind. In solchen Fällen ist die genaue Angabe der neuen Adresse durch den im Felde Stehenden abzuwarten.

Kartoffelernte und Kartoffelpreis. Unser Kieler Parteiorgan erhält folgende beachtliche Zuschrift: „Die Gesellschaft zur Förderung des Baues und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwendung der Kartoffeln hat eine Eingabe an den Staatssekretär des Innern gerichtet, deren Inhalt geeignet ist, falsche Vorstellungen zu erwecken und die Preisbildung auf dem Kartoffelmarkt in einer für die Konsumenten nachteiligen Weise zu beeinflussen. Zunächst wird in der Eingabe gesagt, daß es an Arbeitskräften fehle, um die Kartoffelernte rechtzeitig zu bergen. Mag auch in einzelnen Gegenden ein Mangel an Arbeitskräften bestehen, so darf dies doch nicht Veranlassung zu dem Glauben geben, als ob ein solcher Mangel allgemein bestünde. Zeit für genügend Arbeitskräfte zu sorgen, war überall genug vorhanden, und die Gegenden, die sich nicht um genügende Hilfskräfte bei Zeiten umgesehen haben, tragen ganz allein die Schuld, wenn es ihnen an den nötigen Händen fehlt. Bei einiger ernsthaften Bemühung werden sie aber auch jetzt noch in kürzester Zeit die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung haben. Ganz ungläublich klingt aber die Behauptung, daß Frauen, die sonst gewohnheitsgemäß die Ernte geborgen haben, diesmal erklären, sie brauchten nicht zur Arbeit zu gehen, weil sie staatliche Unterstützung erhielten. Solche Fälle mögen ja vereinzelt vorgekommen sein, aber es ist unzulässig, diese einzelnen Fälle als eine typische Erscheinung ausgeben zu wollen. Es soll jedenfalls damit der Ansicht erweckt werden, als ob es an den nötigen Händen fehlt. Das ist völlig falsch; vereinzelt werden vielleicht die Arbeitsnachweise eingreifen müssen, das ist selbstverständlich, aber im übrigen können die Landwirte sehr wohl die nötigen Arbeitskräfte selbst besorgen. Ferner wird in der Eingabe auch behauptet, daß die Kartoffelernte höchsten eine Mittelernte zu werden verspreche. Mit dieser Behauptung ist gar nichts gesagt; es wird damit nur ein ungünstiger Eindruck erweckt. Auch eine gute Mittelernte reicht zur Deckung des Bedarfs hinlänglich aus, selbst wenn Ostpreußen einen Ausfall von 19 Millionen Doppelzentnern haben sollte. Die amtlichen Saatenstandsberichte lassen aber auch auf eine Ernte schließen, die über einen mittleren Ertrag hinausgeht. Die Erfahrung lehrt, daß die Ernterträge meist weit besser ausfallen, als nach den Saatenstandsnoten angenommen werden kann. Die Behauptung, daß die diesjährige Ernte den Rekordtrag der letzten beiden Jahre bei weitem nicht erreichen wird, ist einmal nicht zutreffend, weil man noch gar nicht wissen kann, ob und wie weit die Ernte hinter den beiden Vorjahren zurückbleiben wird, sodann aber wäre auch ein stärkeres Zurückbleiben durchaus nicht beängstigend. Der Inhalt der erwähnten Eingabe kann sehr leicht die Wirkung haben, daß man im Kartoffelhandel Vorteile aus ihm zieht, indem man Preissteigerungen durchzusetzen sucht. Es sind jetzt so ziemlich alle Interessentengruppen in der Warenherstellung und im Warenhandel daran, die Preisfrage systematisch nach oben zu drehen. Schon der August hat eine starke Steigerung des Preisniveaus gebracht, im September haben sich die Preissteigerungen weiterhin so fortgesetzt, daß man schon mit der Festsetzung von Höchstpreisen vorgehen muß — soll nun auch noch eine Ware verteuert werden, die sehr reichlich vorhanden ist und die unter allen Umständen so billig wie möglich den Konsumenten geboten werden sollte? Schon den ersten beabsichtigten oder unbeabsichtigten Versuchen, eine Stimmung auf dem Kartoffelmarkt zu erzeugen, die zu Preissteigerungen führen könnte, muß man daher entschieden entgegengetreten; es liegt bis jetzt nicht der geringste Grund vor, die überreichliche Versorgung des deutschen Marktes mit Kartoffeln zu bezweifeln. Freilich, was hilft eine ruhige Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn sie nicht die nötige Resonanz in der Öffentlichkeit findet! Das große Elend, das die Masse der Konsumenten, noch schwach und unorganisiert, allen Preissteigerungen gegenübersteht, zeigt sich in diesen Monaten ganz besonders deutlich. Auch durch Höchstpreise kann man diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen. Immerhin würde es wenigstens etwas nützen, wenn man den einseitigen Marktberichten der Interessenten in der Öffentlichkeit mehr entgegenreden wollte, als es bisher geschieht, aber gerade das Gegenteil findet statt; die Interessentenberichte dringen durch, bleiben unwidersprochen und beeinflussen die Preisbildung entscheidend zum Nachteil der Masse der Konsumenten, die in ihrer Zerplitterung hilflos und ohnmächtig ist.“

Auch in Lübeck haben die Kartoffelpreise bereits eine sehr bedenkliche Höhe erreicht, die sich nicht mit dem geringeren Ertrage der diesjährigen Kartoffelernte rechtfertigen läßt. Die „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung“ macht den Vorschlag, daß — um dem Treiben der Kartoffelwucherer ein Ende zu machen — die Behörden den Verkauf der Kartoffeln auf Rechnung der Produzenten übernehmen möchten. Es kann ein Preis festgesetzt werden, bei dem die Produzenten gut ihre Rechnung finden, der aber andererseits eine Bewucherung der Konsumenten ausschließt. Warum zögern die maßgebenden Stellen, einen solchen Schritt zu tun? Die Macht haben sie doch unter dem Kriegszustande dazu. Nur so kann dem Lebensmittelwucher ein Ende gemacht werden.

Öffentlicher Arbeitsnachweis. Man schreibt uns: Weitere Belebungen zum Heer und eine erfreuliche weitere Belebungen des lübeckischen Handels und Verkehrs, haben eine weitere Besserung des Arbeitsmarktes zur Folge gehabt. Diese Besserung findet in der Geschäftstätigkeit des öffentlichen Arbeitsnachweises, Parade 1 (Fernspr. 145) deutlichen Ausdruck. Betrug im August und September die Zahl der

sich täglich meldenden Arbeitsuchenden zeitweilig rund 550, so ist diese Zahl jetzt auf etwa 250 täglich gesunken; dafür ist aber die Zahl der Vermittlungen erheblich gestiegen. Allein im ersten Drittel des Monats Oktober konnte durch den öffentlichen Arbeitsnachweis 377 Personen Beschäftigung vermittelt werden; (insgesamt haben sich in den ersten 10 Tagen des Oktober 760 Arbeitsuchende gemeldet). Für manche Arten von Arbeitskräften bestand eine Arbeitslosigkeit zurzeit überhaupt nicht mehr; andere Gruppen von Arbeitern wiesen freilich noch eine erhebliche Zahl von Arbeitslosen auf; namentlich für Personen, die nach ihren Körperkräften oder nach ihrer bisherigen Tätigkeit für schwerere Arbeiten nicht tauglich sind, ist nur schwer geeignete Arbeitsgelegenheit zu schaffen. — Auch die Abteilung des öffentlichen Arbeitsnachweises für Frauen und Mädchen (Mengstr. 28, Fernspr. 115), kann über eine bedeutende Besserung in der Lage des Arbeitsmarktes für die weibliche arbeitssuchende Bevölkerung berichten. Beim weiblichen Arbeitsnachweis meldeten sich im Monat September insgesamt 709 Arbeitsuchende; 406 offene Stellen wurden aufgegeben; 308 offene Stellen konnten besetzt werden. In den ersten 10 Tagen des Oktober haben sich beim weiblichen Arbeitsnachweis 243 weibliche Arbeitsuchende gemeldet, von denen 96 vermittelt werden konnten. Zurzeit sind es in der Hauptsache die Hausangestellten, die noch von der Stellenlosigkeit betroffen werden. Da zum 1. November mit weiteren Entlassungen zu rechnen ist, der Bedarf an Hausangestellten aber erheblich geringer geworden ist, werden manche Hausangestellte sich doch noch entschließen müssen, Stellen auf dem Lande anzunehmen. Die jetzt oder zum 1. November stellenlosen Hausangestellten hier in der Stadt in Stellung zu bringen, wird nicht angängig sein.

Achtung, Schatzkisten! Das Polizeiamt macht bekannt: Am 13. und 14. Oktober ds. Js. wird das Landsturm-Infanterie-Bataillon Lübeck in der Zeit von 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags in der Nähe von Evershof ein gefechtsmäßiges Schießen mit scharfen Patronen abhalten. Als gefährdet ist der östlich des Weges Evershof — Brodteck belegene Raum vom Seetempel bis zum Restaurant Hermannshöhe — beide Lokale ausgeschlossen — sowie die angrenzende Wasserfläche auf 4 Kilometer zu betrachten. Der Fußweg am hohen Brodtecker Ufer darf nicht betreten werden. Zur Sicherung des Geländes sind in der Nähe des Seetempels und der Hermannshöhe Warnungsposten aufgestellt. Den Anordnungen der Posten ist unbedingt Folge zu leisten.

Aus- und Durchfuhrverbote. Durch Bekanntmachung des Reichsanwalters vom 10. Oktober 1914 ist die Aus- und Durchfuhr von Wolle, Garn, wollenen Wirk-, Trikot- und Netzenstoffen, wollenen Wirk-, Trikot- und Netzenwaren und wollenen Decken verboten worden.

Ausfuhrverbot. Die Ausfuhr von Weichkäse ist bis 31. Oktober 1914 gestattet.

Kriegsnachrichten für das Ausland. Die Handelskammer teilt mit, daß die für das Ausland bestimmten Kriegsnachrichten zur Bekämpfung der Lügennachrichten im Auslande nunmehr auch in schwedischer, norwegischer und holländischer Sprache erschienen sind. Exemplare dieser Nachrichten können kostenlos in der Kanzlei der Handelskammer, Breitestraße 6, entgegengenommen werden.

Knochen und Suppen. Die kleine Völkerwanderung beginnt schon morgens in aller Frühe. Ein Zusammenströmen der Kleinen ist es, die mit ihrem Körschen am Arme in die bekannten Straßen ziehen, wo die schwerbeladenen Fleischwagen heranrollen. Einer nach dem anderen. Die Ersten stehen hart am Tore, harren des Deffnens, lassen sich stundenlang schieben und stoßen, haben den neu erstehenden Gedanken immer wieder auf den eben herabgepurzelten, am Ende doch noch einen Knochen zu erhalten. Sie stehen am frühen Morgen, warten des Mittags und lauern noch bei Einbruch der Nacht. Und welche Freude dann, wenn das Warten mit einem raketartigen Schalterblatt oder einem andern Mordsknochen belohnt wird!

Lübeck ist Handels- und Industriestadt, die gerade jetzt in der heißblütigen Zeit den Produktionsprozess der Konfektindustrie von Anfang bis zu Ende beherrscht. Das große Schlachthaus und die moderne Küllanstalt sind eingerichtet, die vielen Rinder- und Schweineherden, die Schiff und Bahn bringen, ohne Federlesens in Empfang zu nehmen. Hand in Hand geht das Riesenschlachten und die zentnerschweren Rinderviertel sind bald in der Konfektfabrik verschwunden. Da gibt es kräftige Brüste und saftige Fleischbroden für unsere Soldaten, Tausende von Büchsen werden damit gefüllt und in große neue Kisten verpackt, auf denen das Siegel „Armeekorps“ prangt. Die Dosen selbst werden in Lübeck hergestellt. Wir haben große Fabriken, die den gewählten Artikel sonst in alle Welt versenden; heute sind sie wohl fast ausschließlich in den Dienst des Heeres gestellt. Deshalb sehen wir tagtäglich dasselbe Bild, an das man sich leicht gewöhnt. Es ist nur auffallender, weil sich die Rinderschar stetig vermehrt und die Not der schweren Zeit öffentlich antündigt.

Zu Beginn des Krieges, als die Augustkälte noch wärmend herüberstrahlte, standen Kinder und auch Frauen schon da. Damals gab es noch Suppen und Knochen und das kleine Mädchen erzählte treuherzig, es kostet alles gar nichts. „Wer heute leer ausgeht, wird aufgeschrien und kommt morgen nicht vergebens.“ Daher die Sorglosigkeit, das heitere Plaudern und Gigen auf der Straßenkante.

Nun ist es nah und fast geworden, das Verlangen nach einem warmen Süppchen lebhafter. Jener Luftbus, der am lauen Sommerabend nur einem Gebot der Mutter gehorcht, fühlt jetzt auch beim Anblick der riesigen Fleischmassen, daß ein guter Happen seinem leeren Magen nichts schaden könnte. Sein noch kleinerer Kamerad schaut fürchtlicher drein, auf seinem schmalen und blassen Gesichtchen ist vom halber Würstchengeißel des Nebenmannes nichts zu merken. Er schaut nur nach der großen Tür am Rücken der vor ihm Stehenden hinauf. Er hat sich ziemlich fest auf die Füße gestellt, aber er fühlt's doch: wenn der Regel knarrt, schieben sie ihn beiseite. Denn es gibt noch „herzhaftere“ Jungen, wie etwa der baumlange Gymnast, der seine Schwelger mit lauter Geste durch die Reihen zwingt. Sie begahlt ja die Suppe in einer andern Fabrik, in der es nichts umsonst gibt.

„Sei nicht so schüchtern, mein Junge!“ Dies Wort der Mutter klingt ihm noch in den Ohren. Da knattert das Tor, das blasse Gesichtchen beherzt die Mahnung. Der Mut war überflüssig. Alles zurück, der nächste Wagen wird erst abgeladen. Er, wenn die Mutter davon ein Stück haben könnte! Wie sie immer jammert, daß mit den paar Groschen nicht auszukommen ist. Pfennigweise sind die Waren allmählich geblieben, die Pfennige summieren sich, ein schmaler Beutel füllt dies Wenige nicht vertragen. Butter kennt man nur dem Namen nach, Eier sind fast ums Doppelte gestiegen, Hühnerfrüchte ebenfalls, und die Kartoffelpreise haben eine unbekannte Höhe erreicht. Der Lohn ist gesunken, die Unterstützung reicht nur zu schmaler Kost. Des Arbeiters Haushalt ist schon in Friedenszeiten auf das Notwendigste gestellt, in dieser schweren Zeit ist er noch knapper. Und doch will jeder durchhalten, keiner klagt's dem andern, sie wissen Not zu ertragen und sehen die Karte aufs Besserwerden nach dem Kriege. Die alte und ewig neue Hoffnung der Armen.

Nun ist's aus mit den Gratisuppen. Sie haben andere Verwendung gefunden. Nur Knochen gibt's noch da und dort, Knochen, wo Säge und Beil zum Zerhacken gehört und — Feuerungsmaterial, um die Kraft aus ihnen herauszuholen. Wenn auch — Man wartet und wartet ungeduldig. Laßt die Hungrigen nicht vergeblich warten, schaut in die treuherzigen

Antwerpens Bedeutung.

Antwerpen gefallen! — Das ist nicht nur ein schwerer Schlag für die belgische Regierung, die damit den letzten und größten Stützpunkt ihrer Macht in eigenen Händen verliert, sondern nicht minder für England; denn mit Antwerpens Fall bricht zugleich auch ein beträchtlicher Teil der englischen Kriegshoffnungen zusammen. Das englische Kriegsministerium wußte sehr wohl, was es tat, als es noch in den letzten Tagen neue englische Truppen nach Antwerpen warf und sich der Absicht des belgischen Festungskommandanten energisch widersetzte, der nach der Eroberung der äußeren Forts durch die deutsche Belagerungsarmee die Stadt übergeben wollte, um ihr die Beschießung zu ersparen. England verteidigte in Antwerpen gewissermaßen den Brückenkopf seiner jetzigen Heeresmachtstellung auf dem europäischen Festland. Solange Antwerpen sich hielt, bildete es für eine gegen die belgische und nordöstliche französische Küste vorstoßende deutsche Heeresmasse eine gefährliche Flanken- und Rückenbedrohung. Nun, da Antwerpen gefallen ist, wird nicht nur ein Teil der dort festgehaltenen deutschen Belagerungstruppen für die Kämpfe gegen den äußersten linken Flügel der französischen Armee, westlich von Lille und Tourcoing, frei, es steht auch der baldige deutsche Vormarsch gegen Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne in sicherer Aussicht, und damit erhebt vor den englischen Augen das Schreckbild einer deutschen Invasion in Südengland.

Doch nicht nur vom militärischen Gesichtspunkt aus bedeutet Antwerpens Fall für Deutschland einen Gewinn; mit Antwerpen ist ihm zugleich die Zentrale des wirtschaftlichen Lebens Belgiens in die Hände gefallen; denn nicht Brüssel ist das Herz des belgischen Wirtschaftslebens, sondern die alte Handelsstadt Antwerpen, nahe der Scheldemündung. Antwerpen ist der bedeutendste Hafenplatz des ganzen europäischen Festlandes. Noch vor einigen Jahren stand es, was die Tonnage, d. h. den Tonnenraumgehalt der ein- und auslaufenden Schiffe anbetrifft, hinter Hamburg zurück, doch in den letzten Jahren hat Antwerpen Hamburg überholt. Im Jahre 1912 hatte Hamburg nur einen Schiffsverkehr von 27,40 Millionen Registertons, Antwerpen hingegen von 27,48 Millionen Registertons.

In raschem Aufschwunge ist Antwerpens Hafenerkehr von Jahr zu Jahr beträchtlich gestiegen. Im Jahre 1890 liefen in Antwerpen 4542 Schiffe mit einer Gesamttonnage von rund 4,50 Millionen Registertons ein, im Jahre 1900 bereits 5250 Schiffe mit einem Rauminhalt von 6,7 Millionen Registertons, und im Jahre 1911 stellte sich die Anzahl der einlaufenden Schiffe schon auf 6908 mit 13,3 Millionen Registertons. Die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe stellte sich 1911 insgesamt auf 13 836 mit 26,66 Millionen Tons Raumgehalt.

Zu einem wesentlichen Teil verdankt Antwerpen diese wichtige Stellung der Entwicklung der belgischen Industrie und des belgischen Außenhandels, der hauptsächlich über die große Handelsstadt an der Schelde geht, nicht unwesentlich hat aber dazu auch das westdeutsche Wirtschaftsgebiet beigetragen. Der Export der rheinisch-westfälischen und der luxemburgisch-lothringischen Montanindustrie vollzieht sich nämlich größtenteils über Antwerpen und Rotterdam, da diese beiden großen Hafenstädte an den Mündungen der Schelde und des Rheins dem Transport mannigfache Vorteile bieten. Auch ein großer Teil der westdeutschen Lebensmittel- und Roh-

stoffzufuhr geht über Antwerpen. Freilich wird dieser Handelsverkehr Antwerpens nur zu ungefähr 14 bis 15 Prozent durch belgische Schiffe vermittelt, stellte sich doch Ende 1912 die ganze Handelsflotte Belgiens nur auf 181 637 Tons, ungefähr den fünften Teil der Tonnage des Schiffsverkehrs der Hamburg-Amerika-Linie. Zumeist sind es deutsche Schiffe, die den Ueberseeverkehr wie auch den Binnenverkehr auf der Schelde und dem Rhein-Schelde-Kanal vermitteln, in zweiter Reihe Schiffe englischer Nationalität.

Deutschlands Anteil an dem Ein- und Ausfuhrhandel Antwerpens ist denn auch weitaus am größten. Im Jahre 1911 war Deutschland an der Einfuhr der Scheldestadt mit 2,04, an der Ausfuhr mit 1,69 Millionen Tonnen beteiligt, England nur mit 1,59 bzw. 1,41 Millionen Tonnen. Die Haupteinfuhr Antwerpens besteht in Getreide. Es hat nächst Rotterdam die größte Getreideeinfuhr unter allen Hafenplätzen Europas, mehr als das Doppelte Londons. Der Wert der Einfuhr Antwerpens an Weizen betrug 1911 364 Millionen Mark, an Mais 83, an Gerste 54, an Hafer 31 Millionen Mark. Die sonstige Einfuhr besteht vornehmlich in Rohstoffen aller Art, darunter im Jahre 1911 für 194 Millionen Mark Wolle, für 108 Millionen Mark Baumwolle, für 142 Millionen Mark Mineralien, für 90 Millionen Mark Kaugummi. An der Ausfuhr sind vor allem Eisen- und Stahlwaren aller Art, Maschinen, Baumwollgewebe, Chemikalien und Getreide beteiligt.

Schon diese wenigen Zahlen genügen, um die wirtschaftliche Bedeutung Antwerpens zu kennzeichnen. Mit seiner Eroberung ist tatsächlich die Zentrale des ganzen belgischen Wirtschaftslebens in deutsche Hände gefallen.

Kanonendonner in Brüssel.

(Von unserem Spezialberichterstatter. Verspätet eingetroffen.)

Brüssel, 5. Oktober 1914. Schon in den ersten Tagen unseres Brüsseler Aufenthalts machten wir die Wahrnehmung, daß in den Abendstunden die Menschenmassen auf dem verkehrsreichen Boulevard du Nord von einer fieberhaften Stimmung ergriffen schienen. Sie hofften auf ein befreiendes Ereignis, das die Deutschen wieder aus der Stadt und aus Belgien hinausjagen würde. Am Sonntag abend waren die Straßen vollgestopft mit Menschen, alles schien in lebhaftester Erregung zu sein. Nicht weit vom Nordbahnhof war die Straße von dichten Schutzmannsketten abgeperrt, der Bahnhofsplatz war menschenleer. — Die Bevölkerung von Brüssel hatte eine furchtbare Woche hinter sich. Als wir vor acht Tagen nach Süden zu zogen, begleitete uns der Donner der Geschütze, der den Kampf um Mecheln einleitete. Jeder Schuß war in Brüssel deutlich zu hören. In die Möglichkeit, daß Antwerpen genommen werden könnte, glaubte kaum ein Belgier, sie rechneten vielmehr mit einem siegreichen Vorstoß der belgischen Armee. Deshalb zogen am Sonntag, dem 28. September, Tausende von Frauen und Männern zur Stadt hinaus in der Richtung gegen Antwerpen, mit Blumensträußen in den Händen, die sie hofften, den siegreichen Landsleuten überreichen zu können. Resigniert mußten sie abends heimkehren, denn die deutschen Truppen haben die Belgier zurückgedrängt, wo es zum Kampfe kam.

Die Unterbringung des Bürgermeisters Mag, der sich weigerte, weitere Kontribution aufzubringen und sonstige Zahlungen zu leisten, in ehrenvoller Haft in einer deutschen Festung wurde von der Bevölkerung ruhig aufge-

nommen. Die Stadt wird jetzt von einem Kollegium verwaltet, das ungefähr dem Magistrat einer deutschen Stadt entspricht. Zahlungen werden jetzt wieder geleistet.

Tag für Tag dröhnt es nun von Antwerpen herüber. Mecheln ist von deutschen Truppen besetzt. Mehrere Außenforts der Scheldestadt sind genommen. Wieder zeigt sich, daß den 42-cm-Geschützen keine Befestigung auf die Dauer stand zu halten vermag. Die amtliche Meldung von den deutschen Erfolgen ist auf allen Straßenecken zu lesen. Man kann sich denken, wie sie auf die Brüsseler Luft gemacht, als ein Trupp belgischer Gefangener nach dem Nordbahnhof zur Abfahrt nach Deutschland gebracht wurde. Die zum Bahnhof führenden Straßen mußten abgeperrt werden.

Zahlreiches englisches Personal vom Roten Kreuz ist wegen vorgekommener Unzulänglichkeiten vom Gouverneement angewiesen worden, die Heimreise anzutreten; deutsches Personal übernimmt die Arbeit der Engländer.

Seit, wo es Abend wird, füllen sich die Straßen wieder mit großen Menschenmassen. Der Straßenlärm wird dauernd übertönt von dem Dröhnen der Geschütze, die wenig mehr als 20 Km. von der Stadt unaufhörlich feuern.

Ehe die Schlacht beginnt.

Während in Frankreich und Belgien deutsche Truppen langsam, aber siegreich vorwärts schreiten, entwickelt sich auf der langen Linie Warchau - Zwangorod - Lublin - Jaroslaw - Przemska die neue große Schlacht, die Rußlands Heeresmasse endgültig von Schlessien fernhalten und auch Galizien von seinen Eroberern befreien soll. Ungeheure Truppenkörper sind auf beiden Seiten zusammengezogen, Oesterreichs Hauptmacht steht im Süden, große deutsche Armeen im Westen und drüben, auf der Seite des Gegners, werden auch 20—23 Armeekorps mit Reserve- und Kavalleriedivisionen aufgestellt sein. Es kann eine der wichtigsten Entscheidungen der Weltkrieges werden, die sich hier entspinnt. Dem Kriegsberichterstatter der Wiener Arbeiterzeitung ist es durch den General Hoen, den Chef des Pressequartiers, gestattet worden, die österreichischen Truppen zu besichtigen, ehe die Schlacht begann. Wie sich langsam die Heere nähern, das schildert er in überaus fesselnder Weise:

Wie in diesem Kriege alles nie vorher Gekanntes ungeheure Ausdehnung angenommen hat, so auch die stufenweise Aufstellung dieser Armeen, die sich über eine Strecke von fast hundert Kilometer ausdehnt. Lange, ehe wir uns der Stadt nähern, auf der unsere Armeen ruft, beginnen die ersten Mahnungen an den Krieg. Da und dort tote Pferde, Teile von niedergeborenen Wagen der Proviantkolonnen. Ueberall auf den Feldern rauhen Haufen von Kartoffelkraut, an dem sich die Erntearbeiter — nur Frauen und Kinder — die Hände wärmen. Es ist naß und kalt und der Sturmwind jagt die schwarzen Wolfenballen am Horizont dahin, die sich über den Berggipfeln entleeren und diese in riesige weiße Zuckerhüte verwandelt haben. In der Richtung, der ich folge, sinkt ein dichter Regenschleier vom Himmel herab. Das Heereslager wird sich in seiner ungünstigsten Beleuchtung zeigen. In einem Engpaß stoße ich auf die erste Trainkolonne; sie kommt von irgendwo her und geht nicht notwendigerweise meinen Weg; denn am Ende des Passes zweigen sich Straßen nach anderen

Mutter.

Erzählung von August Friedrich Krause.

(1. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Mit ein paar Griffen räumte er die Bank ab, die der Tür am nächsten stand und mit Werkstücken aller Art vollgepackt war. Auf einige gekleinerte Bretter zeigend, die auf den vier Schraubfüßen an der Hinterwand lagen, wies er dem Neuen die Arbeit:

„Da, die Schraubfüße wären auszuhobeln, aber fein, gelt?“

Ein böser Blick streifte den Meisterjohn.

Ohne ein Wort zu erwidern, machte der Fremde sich an die Arbeit: spannte das Stück ein, prüfte und richtete das Eisen des Schrubbers.

Da fuhr ihm die Frau mit einer Frage dazwischen:

„Wollen Sie in Ihrem nassen Rödel arbeiten?“
„Machen Sie sich's od' bequem bei uns“, spottete Paul, immer runter mit der Fraa!“

Dunkelrot im Gesicht, sah der Neue die Meisterin an:

„Ich ... ich ... mein Hemd is nich mehr ganz gut!“
Sie schippte nur mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: das hab' ich mir schon gedacht! Aber es war doch ein wärmerer Ton in ihrer harten Stimme, als sie meinte:

„Und die Schürze ist zu Zupflappen verbraucht, na gelt?“
Es war seltsam, wie weichen Glanz das flüchtige Lächeln dem strengen Gesicht zu geben vermochte.

„Gib ihm deine andere Schürze, Paul!“
Eine Weile sah sie dem Arbeitenden zu und beobachtete jeden seiner Handgriffe scharf, sagte aber nichts und machte sich bald in der Werkstatt zu schaffen.

Kein Wort wurde gesprochen, jeder arbeitete eifrig: die Schrubber schurrten, die Hobel freischten, die Raufbänke gaben ihren langgezogenen schneidenden Pfiff und spieen breite, glatte Späne, bis die Puhhobel an die Felle kamen und dem Brett die letzte feine Glätte gaben. Dazu knatterte und lachte das lodende Herdfeuer, das all die Späne fraß, die der Fleiß der beiden Schaffenden häufte, und zischend brodelte der Leim, den die Meisterin unter ständigem Umrühren ablachte.

In einem Zuge arbeiteten die beiden Männer, wenn der eine mit dem Schrubber fertig war, griff auch der andere zum Hobel, gleichgültig hörten die Raufbänke und zirpten die Puhhobel. Manchmal war Paul dem Fremden ein Stücklein voraus, dann sog es dem nach einem raschen Seitenblick um so schneller nach der Hand, und was ihm, dem Schwäch-

er, die sich alle Knicke zuzuke zu machen weiß. Doch immer blieb seine Arbeit gleich sauber und akkurat, und darin war er Paul entschieden über, dem es auf einen Span mehr oder weniger nicht ankam.

Der Meisterin, die auch bei ihrer Arbeit den Fremden unter Obacht hielt, entging das nicht, und ihr Gesicht wurde ein wenig heller. Wenn sie aber auch nichts sagte, so wußte der es doch, daß sie zufrieden war; so oft sein Blick auch zu Paul slog, um festzustellen, wie weit er wäre, so häufig ging er, ohne sich ertappen zu lassen, zum Herd hinüber, und wenn er wieder zurück war und die Arbeit musterte oder die Hobel-schneide prüfte, glänzte er kühl.

Ein wohlthätiges Gefühl durchdrang den Körper des Landstreichers, der wieder eine Winterheimat gefunden hatte. Die Wärme, die ihn umschmeichelte, und das fleißige Schaffen lösten das letzte Frostgefühl aus seinen Gliedern. Der Geruch des kochenden Leimes, der ausdringlich scharf die Luft erfüllte, weckte in ihm alte Erinnerungen, und es waren auch liebe darunter, denen er sich gerne hingab.

Dies Träumen war nicht gut für ihn, er wußte es genau, aber es überfiel ihn jedesmal, wenn er nach langem Umherstreifen wieder an einer Bank in Arbeit stand, mit solcher Gewalt, daß er sich nicht dagegen wehren konnte. Alles mußte er im Fluge neu durchleben, erst das Freundliche und Gute, dann auch das Häßliche. Und Lust und Qual weckten und förderten eine Schwäche des Körpers, die ihn in den Stunden der ersten Arbeit immer übermannte, manchmal heftiger, oft auch schwächer, und die sich überwinden ließ, wenn er einen Schnaps hinuntergiefen und die Kräfte des Körpers und des Willens durch den Alkohol neu anfeuern konnte.

Jedes Jahr erging es ihm so, und er hatte sich stets vorgelesen; ein paar Tropfen waren immer in der Flasche gewesen, wenn er in Arbeit trat. Heute aber bei dem Hundewetter war der Entschluß zu plötzlich über ihn gekommen.

Die Meisterin, mit ihrer Arbeit fertig, hatte die Werkstatt mit der Küche vertauscht, um das Mittagessen zu bereiten. Er atmete erleichtert auf: nur unter diesen kalten, harten Augen nicht schwach werden! Eine Weile ging es mit der Arbeit wieder floter voran.

Das hielt aber nicht lange vor. Die Stirn wurde ihm weiß und kalt, die Hände bekamen das Zittern, die Füße wollten ihn kaum noch tragen, und das Wasser ließ ihm im Munde zusammen. Er mochte die Zähne aufeinanderbeißen so fest er wollte, es half nichts. Der Schweiß ließ ihm in Strömen über den Körper, vor den Augen wurde es ihm schwarz, und die fahle Blässe ließ in seinem Gesicht jede Linie, die Ausschweifung und Erschöpfung hinoingezogen hatten, härter hervortreten.

Der Hobel fiel ihm aus der Hand, und kraftlos ließ er die Arme sinken.

Paul hatte nichts gemerkt; erst als die Raufbank des andern nicht mehr pfiß, achtete er auf und sah das Schwanken des Entkräfteten, der an der Bank lehrend mit glasigen Augen vor sich hin starrte.

„Nanu, schon schlapp?“

Die Berachtung des Robusten lachte aus der Frage und ein Triumphieren über den Unterlegenen.

Das richtige Draufloschöpfen des Neuen hatte Paul geärgert, nicht, weil es ihn zu rascherem Arbeiten zwang; aber es wurmte ihn, daß der Fremde, der Landstreicher, sich herauszunehmen wagte, mit ihm, dem Meisterjohn, um die Werke zu arbeiten, sich ihm vielleicht gar überlegen zu zeigen.

Und noch dazu vor der Mutter, die alles sah und nie mit ihrem Tadel targte.

Der Kraftlose hörte das Lachen in den Worten des andern, biß die Zähne zusammen und wollte sich aufrichten, um wieder zum Hobel zu greifen; aber die Kraft versagte noch immer.

„Schnaps“, stöhnte er heiser, „od' a Stamperle Korn!“
Nun lachte Paul laut heraus, als hätte der Fremde einen köstlichen Spaß gemacht.

„Mutter!“ schrie er zur Tür hinaus, und sein Uebermut klang in dem Worte mit.

Ein wütender Blick der glasigen Augen traf den jungen Menschen, der noch vor sich hin stierte, als die Mutter schon in der Tür stand mit einer unwilligen Frage im strengen Gesicht.

„Du“, prüftete er, über seinen Hobel gebeugt, „dein Arbeitswütiger is schon schlapp geworden!“

Sie warf dem Sohn einen finsternen Blick zu, und der dachte sich, das Lachen verlernt, als hätte er einen Schlag bekommen.

„Sänger wird er haben, gelt?“ fragte sie, sich dem Maten zurendend, und das Mitleid gab ihrer Stimme wärmeren Klang.

Als und verfallen sah jetzt das verwitwete, mit hohen Bartstopfen bedeckte Gesicht des Summlers aus, und der Frau, die jetzt erst ihn genauer ansah, war es, als grünte ihr ein anderes, ein nur zu wohl bekanntes Gesicht aus diesen Zügen entgegen. Da ließ ein Schauer über den hageren Leib, den ein paar schwere Klemmzüge erschütterten.

„Od' a Stamperle Korn“, bat der Kranke, und mußte sich, den Körper zu straffen, um nicht gar zu kläglich vor dieser Strengen zu stehen, „da wird's gleich besser, wenn ich a Stamperle Korn kriegt!“

(Fortsetzung folgt.)

Heereslagern ab. So weit das Auge reicht, sieht man den endlosen Zug sich auf vielverschlungenen Serpentin in die Höhe schrauben. Das Automobil fährt dicht an einem fohen Abgrund entlang, und das ist gut. Denn von den scheuenden und sich bäumenden Pferden würde wohl manches Gespann — Wagen und Lenker — ins Verderben hinabgerissen werden, führen sie nicht auf der Bergwandseite. Sollte sich jedoch der Feind in einem solchen Pässe erwischen lassen, es müßte zu einem Schlachten kommen, wie die Welt es nie erlebt hat. Diese Kolonne zieht unseren Weg. Jetzt aber kommt uns eine zweite auf dem vielgekrümmten Wege entgegen, es wird beängstigend; erschrockene Pferde werfen ihre Reiter ab, zerrn wie wahnwitzig an den Strängen oder steigen, die Luft mit ihren Hufen dreschend, empor, während sich die brummende Maschine langsam zwischen den beiden Kolonnen auf der hier schmalen, von breittägigem Regen aufgeweichten und von unzähligen Rädern zerwühlten Landstraße hindurchquält. Ohne ernstlichen Unfall erreichen wir das Ende des fünfzehn Kilometer langen Trains. Unten im Tale saust das Auto an einem Dutzend Felsklüften vorüber, in deren Kesseln das Labial für die langsam sich nähernde Kolonne brodelt. In den nächsten Dörfern und Städten schon muß man die Ortsbewohner mit der Laterne suchen. Sie gleichen mehr Gruppen von riesigen Kasernen oder Baracken und in der Menge der Uniformen kommt einem der schlichte Alltagsrock gar befremdlich vor. Nun beginnt die Entrollung eines gewaltigen, großartigen Bildes, das die Vorbereitung zum Kampfe in allen seinen Abstufungen bis zu den äußersten Vorposten dem Auge vorführt.

Ungeheure, zahlreiche Wagenparcs kriegsgemäßer und requirierter ländlicher Fahrzeuge säumen das stumpfe Ende dieses riesigen Feldlagers, dessen Spitze sie erst in vielen Tagmärschen erreichen könnten. Rechts und links von der Straße sieht man sie, und weit über den ganzen Raum, so weit ein guter Feldstecher ihn umfassen kann, verteilt, die Pferde entspannt, mit den Köpfen im Heu wühlend.

Von den Lagern her ertönt der helle Klang des Hammers auf den Amboss. Es fährt ein Zug nach, der auf dem Wege verlorene oder zerbrochene Wagenteile gesammelt hat. Ungarische Honveds und österreichische Landwehr marschieren bataillonsweise vorüber, um Quartiere weiter vorwärts oder seitwärts zu beziehen. Die härtigen Leute haben noch nicht im Feuer gestanden und ihnen sind die von der Front zur Begleitung irgend eines Trains abkommandierten Züge junger Krieger mit braunen, besaumten Wangen noch Wundermenschen, die sie mit achtungsvoller Neugier würdigen. Sie marschieren aneinander vorüber, schweren Schrittes. Denn die Stiefel kleben oder versinken in dem Straßenschlamm. Die Mäntel und Tornister sind regendurchnäßt. Ein frisches junges Mädel springt aus einem Häuschen, legt militärisch grüßend, die Hand an das Schelmengesicht und — klatsch, geht ein Guß grauer Straßendecke als Dank auf sie nieder, den das federnde Auto nach allen Seiten versprüht. Das Mädchen lacht und wischt sich den Schmutz von den roten Wangen. Rechts und links der Straße stehen in Reih und Glied, wie brave Soldaten, lange Reihen von rote-Kreuz-Wagen. In den besten, geräumigsten Häusern der Dörfer und Städtchen sind die Hospitäler eingerichtet, aber sie sind alle noch leer. Regimentweise und in kleinen Zügen zieht Infanterie vorüber. Schon aus weiter Ferne sieht man die Schlangen sich über Feld und Wiese der Hauptstraße nähern. Wieder andere streben parallel von uns über die Hügelrücken nach der Spitze der Armee. Da kommen die roten Teufel — so nennen die Russen die österreichischen und ungarischen Reiter, des Weges galoppiert. Sie haben sogar das Auto überholt; denn alles macht ihnen Platz. Das dampft und faucht und stampft, und ein Regen von Rot geht auf alles, was tief unter den Reitern kreucht und flucht, nieder. Donnerwetter!

Ja, es donnert und wettert am finsternen Himmel und ist doch so kalt dabei, daß einem die Leute, die da am Wegesrand hinstarren, leid tun. Dort finden sich riesige Parks von Munitionswagen mit abgetroffenen, schwereladenen Kästen. Die Pferde weiden im Gras oder blicken erwartungsvoll nach dem Zeltdach hinüber, wo die Sade sehr schnell dünn werden. Feldgeschütze sah man hier nirgends. Die Batterien waren längst an der Front angelangt und hatten sich dort eingegraben. Und all das Hin und Her hatte sein Ziel, und das konnte nur der alte Herr in der Generalsuniform sein, der in der Schule hinter einem mit Karten bedeckten Tische saß und nichts von all dem Kriegslärm hörte. Aber draußen auf der Anhöhe vor der Stadt horcht man für ihn. Da stand ein gewaltiger Mast, der mit in die Luft ragenden stählernen Zählern die Botenchaften auffing und die Botschaften ausstellte. Groß ist die Freude unter den Oesterreichern, daß die Deutschen kommen. Man fragt nicht, wie viele. Daß sie kommen, ist genug. Wie die Deutschen aussehen, ist den österreichischen Truppen schon offiziell mitgeteilt, damit sie nicht auf sie schreien.

Wir fahren noch ein Stück weiter. Nach dem Lärm, der uns bisher auf der Heeresstraße begleitet hatte, war plötzlich eine ganz veränderte Stille eingetreten. Die Straße war ganz vereint, alle Dörfer menschenleer. Nur ein Gendarm trat unvermutet hinter einem Baume vor, zog sich aber sogleich zurück, als er den Generalfeldmarschall sah. Dieser gab auch einen Kilometer weiter bei einer härteren Feldwache das Befehlswort ab und wir fuhren tiefer in den toten Raum hinein. Kein Licht, kein Laut, kein Leben weit und breit. Noch einen Kilometer wollten wir riskieren. Da treten plötzlich aus einem Gehäus heraus zwei Mann, die Pferde am Jügel. Herr Hauptmann, welche gehorcht, daß vor uns loeben zwei Regimenter Russen geschickt wurden. Der Zugführer ist auf dem Wege zum Kommando mit der Meldung! Da war es Zeit, umzukehren, wollte man nicht erlösen oder gefangen genommen werden.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Keine Herabsetzung der Frachten für Futtermittel. Der preussische Handelsminister hat auf ein Ersuchen der Handelskammer in Detmold um Ermäßigung der

Der österreich-russische Kampfplatz.



Frachten für Futtergetreide geantwortet, daß durch derartige Maßnahmen die Preise des Futtergetreides nicht beeinflusst würden. Am Schlusse des Bescheides heißt es: „Auch die jetzt besonders gebotene vorsorgliche Behandlung der Staatsfinanzen nötigt mich zur Zurückhaltung.“

Die Ernte 1914.

Die Ernteschätzungen, die von den landwirtschaftlichen Vertrauensmännern für Anfang September abgegeben wurden, liegen jetzt für Preußen vor und geben ein recht günstiges Bild. Der Krieg muß diesen Schätzungen natürlich ein besonderes Gewicht verleihen.

Die mit Winterweizen und Winterroggen sowie Hafer bestellte Anbaufläche dieses Jahres ist in Preußen noch von keinem vorhergehenden Jahre erreicht worden. Wenn die Hektarfruchtbarkeit gegen das Vorjahr im allgemeinen auch zurückgeblieben ist, wird ein großer Teil des Minus durch die vergrößerte Fläche wieder eingeholt. Von den beiden wichtigsten Brotgetreidearten und dem Hafer wurden geerntet rund:

	Winterweizen	Winterroggen	Hafer
1911	2 182 000 To.	8 367 000 To.	5 210 000 To.
1912	2 448 000 "	8 793 000 "	5 831 000 "
1913	2 569 000 "	9 267 000 "	6 560 000 "
1914	2 182 000 "	8 401 000 "	5 949 000 "

Außerdem wurden in diesem Jahre noch geerntet:

Sommergerste	1 705 000 Tonnen
Wintergerste	70 000 "
Sommerweizen	360 000 "
Sommerroggen	64 000 "

Nicht ganz so gut ist nach den Schätzungen die Kartoffelernte ausgefallen. Es wurden geerntet:

1911	25,63 Millionen Tonnen
1912	34,90 "
1913	39,22 "
1914	32,63 "

Hoffentlich bleibt der tatsächliche Ertrag der Ernte nicht hinter diesen Schätzungen zurück, aus deren Wiedergabe leider nicht hervorgeht, ob die Verluste, die der Einfall der Russen in Ostpreußen doch wahrscheinlich verursacht hat, bereits abgerechnet sind.

Aus der Partei.

Auch unsere Reihen lichten sich. Am Sonnabend kam die amtliche Nachricht vom Tode des Genossen Brenner, der auf dem Schlachtfelde gefallen ist. Zu dem herben Verlust wird uns geschrieben: Auf dem Schlachtfelde bei Löwen in Belgien fiel am 12. September auch der Genosse Redakteur Richard Brenner aus Braunschweig bei einem Angriffsgesicht auf den im Walde stehenden Feind. Genosse Brenner war Landwehrmann. Als das Bataillon in Löwen eintraf, mußte es gleich in den Kampf gegen den von Antwerpen hervorgehenden Feind eingreifen. Am dritten Tage erhielt Genosse Brenner einen tödlichen Brustschuß. Seine Kompanie hatte in diesem Gesicht am 12. September 81 Tote und Verwundete. Genosse Brenner war der erste der Gefallenen. Der Nebenmann Brenners, ein Genosse aus Schöningen, bestattete die Leiche mit einer Zeltbahn zu und am Abend wurde der Gefallene zwischen Reicheln und Löwen beerdigt. Seit April 1908 war er Redakteur am Braunschweiger „Volksfreund“ und erhielt als solcher im Wahlrechtskampfe auch fünf Monate Gefängnis. Die Braunschweiger Arbeiterpartei übertrug ihm auch ein Stadtratsmandat, das er mehrere Jahre ausübte. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb sich unser Genosse in seinem Wirkungskreis um die Jugendorganisation, um die Organisierung und geistige Ausbildung der Frauen und um die Ferienausflüge der Kinder, die sein ureigenstes Werk waren und die in Braunschweig musterhaft ausgebaut sind.

Bewerkschaftsbewegung.

Arbeitslose Sattler finden immer noch lohnende Beschäftigung auf Militärarbeit. Anfragen sind zu richten an: Peter Blum, Berlin SO. 16, Bräunerstraße 10b; Heinrich Kahl, Leipzig-Schleifg., Klämenstr. 16; G. Elsner, Dresden, Ribbingerstraße 2, II.; Karl Schneider, Barmen II, Hausenerstraße 14; Karl Hof, Offenbach a. M., Anstr. 9; Julius Vog, Stuttgart, Franenstr. 8; Hans Bohner, Nürnberg, Jagstr. 11.

Der Sattlerverband hat für seine arbeitslosen Mitglieder die hauptsächlich aus der Portefeullebranche rekrutieren — sowie für die Angehörigen Kriegspflüchtiger

einen Appell an die in Arbeit stehenden Mitglieder erlassen, 5 oder 10 % abzuführen. 5000 Mitglieder brachten etwa 80 000 Mark Extrabeträge auf. Die Angehörigen erhielten deshalb 8—12 Mark besondere Zuwendung. Jetzt werden Extrabeträge von 50 Pf. bis 2 Mark ausgeschrieben, die sich nach der Lohnhöhe richten. Aus dem Ergebnis sollen alle arbeitslosen Mitglieder und Familien, deren Ernährer zum Kriegsdienst berufen sind, eine Weihnachtsunterstützung erhalten. Vorstand und Ausschuß haben aus Verbandsmitteln 10 000 Mark zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt.

Aus Nah und Fern.

Eine Mahnung. Unter der Überschrift „Kampfen Spionen!“ verbreitet das Volkische Telegraphen-Bureau folgende Mahnung: Schon in Friedenszeiten wandten unsere Feinde alle Mittel an, um unsere militärischen Geheimnisse zu erschöpfen; jetzt aber wird Deutschland geradezu überflutet von Spionen. Überall im Inland arbeiten zahlreiche russische, französische und englische Agenten, Männer wie Frauen, um ihre Auftraggeber zu unterstützen. Sie kommen zu uns mit falschen deutschen Pässen oder als Angehörige neutraler Staaten, Dänemarks, Schwedens, Hollands und der Schweiz, hören, sehen und berichten über das neutrale Ausland. Am schlimmsten treiben sie es in der Nähe der Grenzen, aber auch im Landesinnern sitzen sie in größeren Städten, namentlich in Festungen, Hafenplätzen und an wichtigen Eisenbahnlinien. Daß uns durch diese Leute schwerer Schaden zugefügt wird, braucht nicht erst noch bewiesen zu werden. Wie kann man dagegen kämpfen? Nur dadurch, daß jeder sein Vaterland liebende Deutsche in dieser Zeit der Gefahr seine Mitwirkung nicht versagt. Man achte auf jeden, der sich durch wiederholten oder längeren Aufenthalt auf Bahnhöfen, in der Nähe von Kasernen, Flugplätzen, Luftschiffen und Werften verdächtig macht. Man beobachte aber selbst auch Vorsicht und Zurückhaltung in der Unterhaltung, sowohl in der Öffentlichkeit, Eisenbahn, Straßenbahn, Wirtshaus, als auch im eigenen Kreise. Man sei vorsichtig in der Mitteilung von Nachrichten vom Kriegsschauplatz und aus Feldpostbriefen und bedenke, daß die leichtfertige Mitteilbarkeit das Leben der eigenen Angehörigen gefährden kann. Jedes unvorsichtige Wort kann dem Feind nützen, uns aber ungezügelt Opfer kosten und dadurch zu einer schweren Verjüngung am Vaterland werden. Darum nochmals: Aufmerksamkeit gegenüber den Verdächtigen und Zurückhaltung im Verkehr mit anderen.

Sächsishe Gendarmen im Westen. Von Dresden aus ist eine Abteilung berittener Gendarmen nach dem westlichen Kriegsschauplatz beordert worden. Die Gendarmen sind zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in den eroberten Gebieten bestimmt und haben namentlich auch den Schlachtfeldräubern nachzustellen.

Der „Simplicissimus“ und die Neutrals. Nachdem der „Simplicissimus“ vor 14 Tagen auf den Schweizer Bahnhöfen verboten worden war, ist nunmehr das Erscheinen des Blattes mit ausdrücklichem Hinweis auf strikte Neutralität in der ganzen Schweiz untersagt worden. Die noch vorhandenen Nummern des „Simplicissimus“ und seiner „Kriegs-Flugblätter“ wurden polizeilich eingezogen. Auffallend wirkt es dagegen (wie von der Schweizer Presse selbst teilweise mit Unmut festgestellt wird), daß französische Blätter mit deutschfeindlicher Tendenz sogar in der deutschen Schweiz nicht verboten worden sind. — Auch aus Holland kommt die Nachricht, daß dort der „Simplicissimus“ verboten wurde.

Was Amerika von dem Weltkrieg erwartet ist ein bedeutender Rückgang der Einwanderung. Sie betrug im Juli und August 1913 zusammen 211 000, in diesem Jahre nur 77 500. Inzwischen dürfte der Strom der Einwanderung noch mehr verliegen. Es werden die alten Forderungen laut, die Einwanderung durch Spezialgesetze noch mehr zu erschweren, da sonst nach Beendigung des Krieges eine neue Massenemigration aus den besiegten Ländern erwartet werden müsse.

Literarisches.

Einen Wegweiser durch die Reichsversicherung hat die Buchhandlung Vorwärts, Berlin, herausgegeben. Er enthält die kaiserlichen Verordnungen über das Verfahren vor dem Versicherungsamt, dem Ober- und dem Reichsversicherungsamt sowie zahlreiche Formulare für Klagen und Eingaben. Dem über 400 Seiten starken aber sehr handlichen Bändchen sind auch die Kriegsnotgesetze und eine Erläuterung derselben beigelegt, soweit sie die Reichsversicherungsordnung betreffen. Der Preis des gut gebundenen Bandes beträgt 1,75 Mk. Vorrätig ist der Wegweiser bei Friedr. Meyer & Co., Johannstr. 46.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stella. Verleger: Th. Schwark. Druck: Friedr. Meyer & Co., Gumbach in Baden.